

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

170 (25.7.1931) Die Mußestunde

machte ich mich auf den Marsch der Hauptstadt Persiens, Teheran zu. Diese Strecke weist nicht viel Sehenswertes auf. Ich wanderte meistens nachts, da tagsüber die Hitze kaum zu ertragen ist. Am fünften Tage kam ich nach Teheran und nahm die langetriebene Post aus der Heimat in Empfang.

Teheran, die Hauptstadt von Persien mit nahezu 500 000 Einwohnern, umgeben von Gebirgen mit dem höchsten Berge Persiens, Demawend, 5465 Meter, liegt 200 Kilometer südlich vom kaspiischen Meer, die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Handel. Industrie ist fast gar keine zu sehen. Europäer sind häufiger. Einige Deutsche sind als Ingenieure im Arsenal beschäftigt. Sonst ist Teheran eine eintönige Stadt, Bazar an Bazar. Die Straßen sind in keinem guten Zustand. Das Wasser ist schlecht. Trinkwasser muß auf Tragtieren von den Bergen geholt werden. Moskitos gibt es massenhaft, daher auch viel Malaria. Die Temperatur beträgt im Sommer bis zu 50 Grad Celsius im Schatten. Die Geandachtigen sind im Sommer alle im Gebirge in dem drei Stunden von Teheran entfernten Orte Schemran.

Der Perser zählt wohl zu den größten Fanatikern der Welt. Von vielen wurde öfters die Gastfreundschaft der Perser gerühmt. Auf meinen Reisen im Innern von Persien hatte ich Gelegenheit, den Eingeborenen aufs Gründlichste kennen zu lernen. Er ist alles nur nicht gastfreundlich. Auf meiner Wanderung wurde mir das Trinkwasser nur in dem von mir mitgenommenen Becher verabreicht. In der Stadt Täbris wird es keinem Nichtmuselman verdonnt sein, in einem persischen Restaurant oder Teehaus zu trinken.

Ein Nichtmuselman gibt bei den Persern als unrein. Ich hatte nur zweimal die Günst, in einem persischen Saue als Gast zu werden. Und ich war beraubt froh, nur kurze Zeit Aufenthalt genommen zu haben. Der Perser, sei er auch aus noch so gutem Hause, nimmt die Mahlzeit immer am Boden sitzend ein. Löffel, Messer und Gabel kennt er nicht. Milch und Suppe wird durch Eintunken mit Brot, alle anderen Speisen mit der Hand gegessen, dabei ist er genussam. Die niedere Bevölkerung ernährt sich in der Hauptsache von Brot, Käse und Frischkäse. Als Handelsmann ist er eher zu gebrauchen, selten wird man reell von ihm bedient. Er ist unerschütterlich und verlässig. Ein großer Prozentsatz kann weder lesen noch schreiben. Im Zubereiten von Speisen ist er schamlos im Gegenatz zum Türken. Als Muselman dient er Allah seinem Gotte, aufs Beste. Wohl selten wird einer sein Gebet morgens, wie mittags und abends vergessen. Seine Hauptleidenschaft ist der Genuß von Opium. In jeder Stadt, im kleinsten Orte sind die Teehäuser, es gibt auch Speziallokale, wo nur Opium verabreicht wird, gefüllt von Rauchern, die sich dieser Leidenschaft hingeben. Die meisten sind abgemagert von schrecklich gelber Farbe. Die Opiumraucher besteht aus einem roh zubereiteten Holzrohr mit dem am Ende befindlichen Porzellanloof. In der vorhandenen kleinen Öffnung wird das Opium durch eine glühende Kohle in Brand gesteckt. Der Rauch hat einen widerlichen, süßlichen Geschmack. Der Raucher fällt nach dem Genuß dieses Giftes in einen schweren Schlaf mit eben solchen Träumen. Es gibt sehr viele Opiumraucher, die nur für Frauen geöffnet sind. Alle diese Menschen, die sich dieser Leidenschaft hingeben, sind nach wenigen Jahren gesundheitslich vollständig zu Grunde gerichtet. Sie sind dieselben Frauen ohne Opium nicht mehr leben — schlapp und energielos. Sundry dieser Unselbstlichen liegen auf den Straßen. Man erkennt sie an dem schlürfenden Gang, den wilden fixierten Blicken und der gelben Gesichtsfarbe.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlags-Buchhandlung bezogen werden.

Kübelplatten. Der Wunsch jeder Dame geht nach jenen hübschen Garten Gebäuden der Parklandschaft, die man als Spähen bezeichnet. Das Qualitäts der Monatshefte für Technik und Industrie, "Technik für Alle" (Verlag Dietz & Co., Stuttgart, Preis im Vierteljahr: für 3 reich illustrierte Hefte, dazu eine Beilage 2,25 Mark gebunden bzw. 2,90 Mark gebunden, einzelne Hefte je 75 Pfennig) schildert ausführlich, wie die Maschine heute Kübelplatten in einer Schönheit und Güte so billig herstellt, daß sie sich jeder leisten kann, wobei wir auch erfahren, worin überhaupt das Kübelplatt besteht. Mehr praktisch technisch einsehliche Interessenten, zu denen sich heute auch die meisten Damen rechnen dürfen, erfahren in einem anderen Aufsatz Näheres über die neuesten Formen der Reihenkübelplatten in ihren Kraftwagen. Für den Hausbesitzer und Hausbauer gibt 5. Hefte zusammenfassend recht klare und nützliche Darstellungen der Antikarantäne. Wassermotor und Rumpfer-Borberantrieb zwei weitere, für Industrie und Verkehr wichtige Fortschritte werden behandelt. "Der Sanftmut als kolonialistische Aufgabe" zeigt uns, wie wir einzuwirken im Ausland fastvoll Kolonisation treiben können. Die Ausnutzung völkertlicher Fernwirkungen für die Auffindung von Bodenschätzen" erörtert die in den letzten Jahrzehnten herausstrahlenden Wärmegewinnungen der Erdöl- und Kohle, Berlin, beschreibt eine neue Methode zum Auffinden von Rundfunkstrahlungen, ein Thema, das sicher sehr viele angeht. Die größten Hochdruckkompressoren der Welt — Eine Mine des Druckluftverzeugs — Fliegende Artillerie — Umbau der Sammelbrücke u. a. sind die Titel weiterer Aufsätze in diesem Hefte, das wieder ein Bildererlen mit ausgezeichnetem Gebilde bringt. Neben der Bildererlen von Zeichnungen der Preisrichter einer früheren technischen Preisausgabe (Elektro-Sicherungs) stellt auch dieses Heft wieder eine neue Aufgabe, diesmal aus dem Gebiete des Transportwesens, für die gleichfalls ein Gebilde und mehrere Buchpreise winken. Technische Zeitschriften aus aller Welt, Vortragsberichte mit einer Elektronenröhre, Werkstoffprüfung für Benutzung und Verständnis der verschiedenen Prüfverfahren, eine Ansicht über die historische Entwicklung technischen Daten des Monats beschreiben die Fülle der bunten anregungsreichen Darstellungen, deren Verständnis sich jedem erschließt, zumal sie durch zahlreiche gute Bilder und Zeichnungen erläutert sind.

Käselecke

Bilder-Käselecke



Käsele

Als guter Bruder bleib ich unvergessen;
Ein „G“ voran — oft brauchst du mich beim Essen.

Käseleauflösungen

Reinigungs-Käsele

Dich umschmeißen meine Lider
Gern zur Abendzeit;
Sie umschmeißen deine Kleider
Voller Käselezeit.
Sie umschmeißen deine Loden
Mit der Worte Pracht;
Sie umschmeißen dich wie Gloden,
Kommt die stille Nacht.

Otto Fromber.

Delta-Käsele: W. au, Lot, sena, engel, robert = Wasler.
Wichtige Lösungen sandte ein: Julius Grimmer, Karlsruhe.

Witz und Humor

Bergleichtigkeit. „Huhnbein und Frau“, schrieb er ins Fremdenbuch. Dann gingen sie die Treppe hinauf und ließen sich ein Doppelzimmer geben. Huhnbein fing an, sich auszusieben. „Einen Augenblick“, sagte sie und verließ das Zimmer.

Als sie nach einer halben Stunde noch nicht wieder da war, zog Huhnbein sich wieder an. „Was ist nur passiert“, dachte er und sah in den Kleiderkasten. Dort hing ihr Mantel, Hut und Handtäschchen lagen auf einem Stuhl.

Er ams hinunter. „Wo ist meine Frau?“ fragte er den Portier. Der machte ein ernstes Gesicht. „Die Frau Gemablin sitzt in der Halle und wartet.“

„Aha“, atmete Huhnbein auf, „hat wohl die Zimmernummer vergessen?“

„Jawohl“, sagte der Portier, „und ihren Namen auch.“

Eine verzeihliche Sünde. Ein norwegischer König war ein gar frommer Mann, und er sah darauf, daß auch sein ganzer Hofstaat die Gebote der Kirche gewissenhaft erfüllte. Eines Tages traf er einen Hölbling, der ein Stück Fleisch verzeigte. „Wie“, rief der König aus, „du issest an einem Fasttage Fleisch? Ja, weißt du denn nicht, daß du nie in den Himmel kommen kannst, wenn du so etwas issest?“

„Majestät“, sagte da der Hölbling, „wenn zwischen dem himmlischen Vater und mir nichts weiter steht als dieses Stückchen Fleisch, so sind wir wahrhaftig nicht weit voneinander entfernt.“

Grundlose Bekümmern. Zusammen mit dem Generalmusikdirektor Leo Blech bestand sich auch ein eingebildeter Tenor fünftens Ranges auf einer Gesellschaft. Der Tenor fragte Leo Blech: „Ob ich hier wohl mal singen kann?“

„Warum nicht?“ war die gutmütige Antwort.
„Aber ich genieße mich ein bißchen. Es sind doch lauter sehr schmeichele, musikerstündliche Leute hier!“

„Oh, das tut nichts. Es hört sowieso keiner zu.“

Der Enob. Landor kauft sich eine Karte für die „Lobengrin“-Aufführung. Trifft sich aber im Datum. Gerät in eine Aufführung der „Zauberflöte“. Nach dem zweiten Akte wendet er sich an seinen Nachbarn: „Ach, Verzeihung, wann kommt denn eigentlich die Gans?“

„Was für eine Gans?“

„Na, die den Lobengrin auf die Bühne zerzt!“

„Aber, lieber Mann, das ist doch nicht die „Lobengrin“-Aufführung. Heute abend wird doch die „Zauberflöte“ gespielt!“

„So? Die „Zauberflöte“? Na, da kann ich ja nach Hause gehen. Von der „Zauberflöte“ kenne ich nämlich jeden Ton.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Mußbestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

30. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 25. Juli 1931

Schrei doch Prolet!

Schweig still Prolet,
Heißt heute die Parole.
Du willst erbeben dich?
Dah dich der Satan hole.
Dude dich, mude dich nicht.
Herr oder Knecht!
Der Herr bin ich.
Schweig still Prolet,
Heißt heute die Parole.
Du willst erbeben dich?
Dah dich der Satan hole.

Schrei nicht so laut,
Wir wollen das nicht hören.
Sonst soll die Peitsche dich
zu deinem Joche führen.
Du oder ich, büde dich.
Bleib du im Dunkel,
Ich steh im Licht!
Schrei nicht so laut,
Wir wollen das nicht hören.
Sonst soll die Peitsche dich
zu deinem Joche führen.

Schrei doch Prolet,
Damit die Welt es höre.
Schrei lauter noch!
Und laß dich nicht betören.
Herr oder Knecht, gibt es nicht!
Recht bleibe Recht!
Steh du ins Licht!
Schrei doch Prolet,
Damit die Welt es höre.
Schrei lauter noch!

Emil Kieninger.

Im fünften Erdteil

Tagebuch einer Weltreise

Von Kurt Offenburg.

Kurze Besinnung

Das Schiff jumpt mit reduzierter Kraft durch den südlichen Pazifik. Auf halbem Weg zwischen Brisbane und Sydney. In der Ferne sind die Berge der Diktüste zu sehen. Deutlicher erkennbar, oft wie zum Greifen nah, zerklüftete Inseln.

Nachmittags: das Deck fast leer, und hier im Rauchzimmer bin ich allein. Die Fenster sind alle auf; das bleigraue Meer ist nah und die breit flutende Dünne. Wie das Schiff leise hin und her rollt, werden die Tage zwischen der Insel Socotra und Colombo lebendiger, als wir durch den Indischen Ozean schaukelten. Wie lanse ist das her . . .

Kur wenige Monate, aber es scheinen Jahre. Zu rasch folgen die Eindrücke auseinander. Zu groß ist die Fülle des Erlebten. Zu kurz die Zeit der Besinnung.

Der bisher schönste Teil dieser Fahrt — die Wochen auf Java — auch er ist schon wieder vergangen. Ein Neues rückt an: der fünfte Erdteil, Australien. Der Kontinent, der am weitesten abliegt vom Weltverkehr. Das Land, dessen lokale Einrichtungen von den einen gerühmt, von den anderen verdammt werden. Das Land, das an Fläche so groß ist wie Europa — bei nur 6,5 Millionen Bevölkerung.

Ein neuer, an Erfahrung entscheidender Teil dieser Reise beginnt. Und in der Stille des nachmittäglichen schlafenden Schiffes, in einer kurzen Stunde der Besinnung weiß ich dieses: ob Europa, Indien, Australien — das Äußere bleibt Kulis, ändert nicht den Menschen. Er wird sich so einstellen, verhalten — wie Erziehung, Bildung, Entwicklung und Erkenntnis es zulassen. Und er wird bereit sein gegen jede Ueberrumpfung, bleibt er einest der Worte Marc Aurels: Was für ein lächerlicher Fremdling auf Erden ist der, der über irgendein Ereignis in seinem Leben erlaunt.

Kurze Besinnung. . .

Die Landung

Nicht eine Landung mit dem Flugzeug etwa. Nur eine ganz all-

modische, seit Jahrhunderten herkömmliche — mit dem Schiff. Nach einer Fahrt um die halbe Welt.

An einem Sonntag, früh um halb sechs, Einfahrt in Port Jackson: Sydney Hafen. (Der andere, Botany Bay, wird einmal nicht minder wichtig sein). Der Bahmmeister läuft durch die Gänge des weiten Schiffes: „Beritig machen, bitte! Der Doktor wird gleich kommen“. Er sagt nicht „bitte“ und „Doktor“ hier einfallende Kurzer, der wie die Rat hinter der Maus stets auf Drinks aus ist. Der „Doktor“, gemeint ist der australische Hafenarzt, der Hände und Arme der Passagiere begutachten wird.

Ich lasse mir Zeit; weiß zu genau — man wird eine Stunde nutzlos herum stehen, bis man daran kommt. Und schließlich ist „gleich“ nicht sofort. Durch die Kabinenfenster — sie hat zwei Fenster diese Kabine, nicht eines der fämmerlichen Bullaugen — sehe ich Steuerbords blaue Hänge vorüber gleiten. Reich ist Toilette gemacht; ich muß auf Deck, diese Hafeneinfahrt leben.

Sie, die als die schönste der Welt gilt. Nicht allein die Reisedropekte sagen es, auch mancher Autor schwört darauf. Wie immer es sei, dies eine ist unzweifelhaft: es ist schauerlich — kalt! So gefroren wie in dieser Morgenstunde habe ich nur einmal in meinem Leben: im Winter 1916/17 als Soldat. Aber hier ist ja Frühommer, von Kälte nicht die Spur — und dennoch? Die Hitze Javas hat verweicht. Der Kontrast, der Klimawechsel, der Temperatursturz ist zu groß.

Als ich endlich ins Raucherzimmer sehe, entdecke ich: die Kratontrolle ist fast vorbei. Nur noch wenige Passagiere sind da; ich schließe mich an: in kaum einer Minute sind Arme, Hände und Augen gebrüht.

Das Schiff, bis jetzt im Schatten der Quarantänestation — einem weißlichen Gebäudekomplex mit roten Wellblechdächern, mitten im Busch, nach beiden Seiten hin abgeschnitten von den Abwägungen der Bevölkerung — kommt wieder langsam in Fahrt. Ruchfen öffnen, die Hänge blau und grün und rotbraun; tierliche Landhäuser überall dazwischen. Dann, wie wir tiefer einfahren in den Hafen, da setzt sich plötzlich dem erkaunten Bild eine gewaltige Brücke. Ein großer, schön geplanter eiserner Einbogen über den Hafen von Sydney. Eine fantastische Konstruktion, Meisterwerk der Ingenieurkunst, an dem Deutschland nicht ganz unbeteiligt ist.

Noch im Fahrten, wird schon die Ganawan herunter gelassen. Zwei malaiische Matrosen schleppen verwegend das Trittbrett bis zum Ende des Laufsteiges. Sie hängen zwanzig Meter über dem graugrünen Hafenwasser; zwei winzige Kerlchen für die die plumpe Treppe viel zu schwer ist. Aber sie bringen sie vor mit der Geschicklichkeit des Gewohnheits.

Immer langsamer wird die Fahrt. Ein Schlepper kommt langsam, drückt das Heck des Schiffes an den Kai. Sehr behutend, als wäre es aus Glas, nicht aus geteteten Eisenplatten. Am Landungsstai schon viele Menschen. Trotz der frühen Stunde.

Klar und kalt steht der helle Himmel über dem weiten Hafen; über den Hängen mit den vielen tausend Einamiltenhäusern. Stöben Uhr erst — die Zollkassen sind schon geöffnet. Träger kommen an Bord: nicht mit dem Kärm, nicht mit der Haut wie in den Ländern des Orients. Kubia, gelassen, beinabe wie — Herren. Sie wissen: die Passagiere brauchen ihre Dienste. Aber das wissen auch die Gepäckträger in Port Said, Colombo, Singapore, Langjona Priod. Nicht aber wissen sie, daß es eine Solidarität gibt; gemeiname Interessen, die es zu verteidigen gilt. Dori lebt jeder für sich, und einer unterbetet die Arbeit der anderen. Hier — wir sind in Australien! — wird nicht unterboten; wird nicht mal von den Passagieren gefragt, wieviel kostet der Gepädransport. Beste Preise. Monopolstellung. Nicht Kärm, noch Saft ist notwendig; jeder hat seine Arbeit und seinen Lohn. Den von ihm, d. h. durch seine Organisation festgesetzten Lohn.

Es stellt sich vor: die Zollbehörde

Die ersten Reisenden verlassen das Schiff. Mit Kisten, Kasten, Koffern. Alles in den Zollkassen, aufgereiht nach Buchstaben. Da liegt auf dem Tisch des Beamten der Stok ausgefüllter Zollerkklärungen. Kisten, Kasten, Koffer: alles muß geöffnet werden. Und der Passagier erklärt mündlich noch einmal, was er bereits schriftlich beschwor: alle Angaben entsprechen der Wahrheit. Dann erst kommt die Revision. Rand des Hochschütztes, Stomendia zum Schutz der heimischen Industrie einerseits; andererseits der Verbauher steht abt Feuer für geringwertig produzierte Waren.

„Ist das Ihre Unterschrift?“, fragt der Beamte und hält mit mein Formular vor.

Und weiter: „Sie haben sonst nichts zu versollen? Zwei Dolchschnecken, ein Luch, Ihre Bücher sind frei. Sie sagen die volle Wahrheit?“

Auf die vielen Fragen laute ich viele Male „Des“ und „Ves“.
 „Thank you“, sagte er und ging mit zu meinem Gepäc, wo ein Unterbeamter anfang zu revidieren.
 Ich zeigte die beiden kleinen Dolmetschereien — fundamentele Arbeit — und das Tuch. Es war in Ordnung, nämlich vollständig; obgleich die Sachen nicht im Land blieben. Dann aber erregten einige Beschwerden seine, des Unterbeamten Aufmerksamkeit. Ich erklärte: es sind Filme, Negative, Aufnahmen von unterwegs. Er blieb ungläubig und ich mußte mit einem anderen Beamten, einem Filmpezialisten.
 Während er sie prüfte, gegen das Licht hielt, sah ich ihm deutlich zu verstehen: Ich schreibe für europäische Zeitungen über Australien.

Er fand die Aufnahmen plötzlich alright und meinte entschuldigend, es hätten auch A d b i d e r sein können. Ich mußte lachen; beruhigte ihn, daß dafür weder mein Verleger noch die Zeitungen das geringste Interesse hätten.

Als ich zurückkam in den Zollschuppen, der Unterbeamte seinem Vorgesetzten berichtete, daß alles korrekt und die Aufnahmen für Publikationszwecke seien: da war die Revision sehr rasch beendet. (Die Jagd nach Ruditäten: der Staat hat recht, wenn er sich gegen derartige Einfuhr aus Port Said und Paris schützt).

Reportere waren da: interviewten, photographierten. Am nächsten Morgen konnte ich mein Bild in den Zeitungen sehen und dazu lesen, was für ein berühmter Mann ich in Deutschland bin. Die Anzeigen waren zwar nicht ganz genau: statt „Arbeiterdichtung der Gegenwart“ (Labour party of present) geschrieben, und einer meiner Romane war bereits ins Englische überetzt. Immerhin: die Zeitungsleute hier berichteten korrekter als ihre Kollegen in USA.

Lore Regins traurige Erkenntnis

Eine Geschichte vom Alter

Die große, berühmte Wiener Tragödin Lore Reg in hatte sich schon einige Jahre von der Bühne zurückgezogen und in einem kleinen, beschaulichen Städtchen Süddeutschlands lebte sie, von kleineren Gesspielen abgesehen, ein zwar noch sehr ausgefülltes, aber doch schon irgendwie von melancholischer Trauer um vergangene Zeiten umschattetes Dasein.

Sie sah müde in dem großen Rehnstuhl ihres kleinen Boudoirs. Verloren haben ihre großen, grauen Augen ins Weite. Sie achtete heute nicht der originalen Kattencammlung am Fenster, deren lustigen Gebeiden ihr sonst Tag für Tag eine neue Quelle der Freude bildete. Abwesend sah sie ganz in sich zusammengesunken.

Pföflich stand sie rudertag auf, lief mit bebenden Schritten durch den Raum bis zu dem großen Ankleidestiel, der in die Wand einelassen und von zwei silbernen Leuchtern flankiert war. Sie entzündete die Birnen, so daß helles Zwielicht entstand und sah kritisch prüfend auf ihr Gesicht, sondierte Zug für Zug, veruchte mit den Händen die tiefen Furchen zu glätten, die sich von der Nase zum Mund und die Mundwinkel abwärts zogen.

Lore Reg in aucte hoffnungslos die Schultern. Es half alles nichts mehr. Sie wurde alt. Ihr Glanz war auf immerdar dahin. Nicht lange mehr und sie mußte endgültig abtreten. Es bedeutete Klugheit und Einsicht, sich zurückzuziehen, weiter noch fort in irgend einen ganz einsamen Ort. Unbekannt, ungenannt dort noch einige Jahre der beschaulichen Ruhe und stillen Einkehr zu pflegen, ehe es ganz aus war.

Sie schüttelte sich wie im Krampf. Anfinn, wehrte sie den quälenden Gedanken, die sich wie gierige Raben in ihr Gehirn freßen wollten. Einer neuen, plöflichen Eingebung folgend, nahm sie eifrig Puder und Spitzenstift und begann mit gewohnter Sicherheit sorgfältig ihr Gesicht zu bearbeiten. So, mußte sie sich, nach einer Weile, nun sah sie schon ganz anders aus. Hier noch ein wenig Rouge und die noch blonden, kaum melierten Locken sachkundig zu feinem Glanz gebürstet.

Lore redte sich hoch zu ihrer stolzen Größe. Sie sah wirklich um gut zehn Jahr jünger aus, konnte unbedenklich für Mitte vierzig, also auf der Höhe des Lebens stehen, selten. Sarah Bernhard spielte mit nahezu achtzig Jahren noch Knochenrollen und Lore Reg in wollte so früh schon kapitulieren? Grillen, Hirnagelpläne, nichts weiter, verpötte sie sich selbst. Aber ihr Lachen klang gewaltig und von Sorge unbedüffert.

Wieder kam ihr ein neuer Gedanke. Der gegenwärtige Freund, der um dreißig Jahre jüngere Walter Kortin, sollte entscheiden. Er liebte Lore, sie wußte es, betete sie an schrankenlos und ohne Bedenten. Sie wollte ihn auf die Probe stellen, ein ganz gefährliches Spiel wagen. Aber der Ausgang würde die endgültige Entscheidung bringen.

Lore blickte auf ihre Armbanduhr. Fünf Uhr. Er mußte jeden Augenblick kommen. Federnden Schritts eilte sie in den nebenstehenden Salon, riefte den kleinen Tisch vor das Sofa, läutete dem Mädchen am Tee und Badewerk, arrangierte alles mit gewohnter Sicherheit, die ihr selbst und ihrem kleinen Heim, den Reiz einer harmonischen, kultivierten Persönlichkeit und häuslichkeit verlieh.

Raum war Lore mit den Vorbereitungen zum frohen Empfang des Freundes fertig, kaum hatte sie noch ein paar Blumen in die niedere Vase geordnet, kam Walter Kortin mit einem Strauß auserlesener Rosen. Er nahm Lore kümmlich in die Arme, überschüttete sie mit einer Flut zärtlicher Worte, die sie wehmütig lächelnd, aber doch bekümmert hinnahm.

„Komm kleiner“, sagte sie endlich, führte ihn zum Sofa, klopfte ihm ein Kissen in den Rücken, sah ihm Tee ein, bediente ihn mit Cafes.

Er lieb alles glücklich mit sich geschieden. Walter war nicht hübsch, eher häßlich. Dadurch hatte er es nicht immer leicht gehabt, durchs Leben zu kommen. Innere Demnungen und Schwierigkeiten verdarben ihm viele Jahre sonst froher Jugend. Dazu fühlte er sich ständig in trostloser Opposition zu seinem Elternhause und hatte auch beruflich mit mancher Kompikation fertig zu werden. Er war Lehrer aus Keisung. Aber sein häßliches Aussehen, verbunden mit seiner schwerblütigen, überempfindlichen Art, forderte die Schüler zu manchem, gutartig gemeintem Spott heraus, den Walter aber viel zu schwer nahm und mit viel zu großer Bedeutung belastete.

Am nächsten Tag erfuhr Lore, heiter, unbekümmert, strahlend und schön, wie sie zuvor.
 Lore hatte mit besonderer Sorgfalt Toilette gemacht, den Tee frisch noch heißer als sonst gerichtet. Rosen dufteten überall aus schweren Kissen. Sommerliche Wärme strahlte im Raum.
 Gütlich flossen die Worte. Lore fühlte sich unfähig zu der sonst so meisterhaft von ihr beherrschten Konversation. Walter und Kamilla fühlten die lähmende Unruhe, die von Lore ausging. Sie warien sich des öfteren verwunderte Blicke trauten Einverständnis an, was Lore Res Mut grenzenlos feierte.
 Pföflich sprang Lore wie eine gereizte Tierkatze auf, ihr Gesicht zur Frage verzerrt. Wie gelte ihre sonst so weiche, modulationsfähige Stimme, als sie Walter in ohnmächtiger Wut ausbrachte:
 „Wäre zwischen ihr und mir!“
 „Aber Lore, du wollest doch selbst . . .!“ stammelte Walter hilflos und zutiefst bestürzt.
 „Wäre!“ forderte sie nochmals. Ihre Augen floderten wie irr. Verrenkt blickte Walter auf die Frau. War sie es noch? War sie die gleiche, die er angebetet, geliebt, verehrt, zu deren Füßen er oft in überströmender Dankbarkeit für das Geschenk ihrer Liebe gekniet? Eitel erfüllte ihn. Absehen ob soviel unbeherrschter Leidenschaft. Unfähig, die Tiefe, die Tragik des ungeheuren Leids der alternden Frau, die sich noch einmal gegen die furchtbare Gewisheit ihres Selbstgestohenseins mit aller Kraft aufzuleben hatte und nun sich als bestest erklären mußte, zu erschaffen.
 Kamilla sah rubig, gelassen da. Als ging sie das alles gar nichts an. Als hätte sie einen Panzer an, der sie gegen alle Beschäftigungen einer unruhigen, lauten Welt seien konnte.
 Da hand Walter auf, nahm Kamillas Hand, sagte nur ganz leise:
 „Komm!“

Sie gingen Hand in Hand still hinaus, getragen vom starken, belagerten Gefühl ihrer Gemeinsamkeit.
 Lore sah sie wie im Nebel gehen, fühlte noch mit grauamem Schärfe, das Spiel war verloren, dann verankt sie in dem zuckeligen Dunkel einer Ohnmacht. Sie hatte doch recht gehabt! Wusend besaß das Alter. Ihm blieb nur stille Resignation, die nichts mehr fordert, nur klaglos wartet und sich behaglich kann.

Silbe Drever.

Mit Kamera und Feder zu Fuß um die Welt

Durchs Innere von Persien, Reiserlebnisse von Heins Schäfer (Nachdruck verboten).

II. (Schluß)

Am anderen Morgen ging ich in südlicher Richtung bei herrlichem Wetter über das Serberoud und hatte eine prächtige Fernsicht auf die iranischen Berge. Die Sonne brannte schon ziemlich heiß, ich war ständig auf der Suche nach Trintwasser. Mittags erreichte ich das Dorf Said Wbad, wo ich selber lachen mußte, es war unmöglich von den Persien etwas kaufen zu können. Mit Mühe und Not konnte ich um Geld einigermaßen trinkbares Wasser bekommen. Ich war misgestimmt über die Verhältnisse dieses Landes, in dem ich doch noch laufende von Kilometern zu marschieren hatte. Einige Stunden später fand ich eine Quelle, wo ich lagerte. Ich befand mich ziemlich abwärts von der Karawanenstraße und war somit sicher, von den Persien nicht belästigt zu werden. Doch bald hatte ich wieder eine andere Sorge. Der Himmel verfinsterte sich und bald blitzte und donnerte es in allen Ecken. Ein Anwetter, wie ich es selten erlebt habe. Ein Glück, mein Zelt war gut. Gegen 4 Uhr morgens trat ich meine Wanderung wieder an. Es war ein schweres Gewitter. Durch den starken Regen war der Boden sehr aufgeweicht, manchmal sank ich ein bis an die Knie. Nur langsam kam ich vorwärts. Nach zwei Stunden war ich so ermüdet, daß ich kaum mehr mächtig war, weiter zu gehen. Ich mußte abwarten, bis der Weg trockener war. Und so sah ich den ganzen Tag im Zelte, bald vor Hitze und Durst verschmachtet. Endlich war es Abend, ich veruchte weiterzumwandern. Die Sonne hatte viel getrodnet, ich konnte die ganze Nacht durchmarschieren. Am dritten Tage kam ich in den kleinen Städtchen Mianeh an, wo ich mich mit Proviant verlorge und noch abends den 3200 Meter hohen Kaslanou bestieg. So marschierte ich in den nächsten Tagen von der Höhe ins Tal, von Tale wieder bergauf. Ein Glück für mich, die Karawanenstraße war immer belebt, ein Ueberfall war nicht gut möglich. Nachdem ich Zendian, die bekannte Silberstadt, wo hunderte der kleinen Silberwerfstätten zu sehen sind, passiert hatte, nahm ich meine Route in nördlicher Richtung Kaswin zu. Mein Lager befand sich in einer Talmulde, neben einer Quelle. Ich konnte mich endlich einmal wieder an Wasser sättigen, was für mich immer ein Festtag war. Es dümmerte schon. Nachdem ich mein Abendbrot verzehrt hatte, streckte ich meine müden Glieder und war bald ins Reich des Traumgottes entführt.

Da die Gegend ziemlich unbewohnt ist, dachte ich an keinen Ueberfall und ließ mein Feuer rubig weiterbrennen. Das aber sollte mir zum Verbännis werden. Mein Hund wedte mich nach einigen Stunden, ich wußte, daß Gefahr im Anzug war. Nicht lange brauchte ich darauf zu warten. Kaum hatte ich meine Waffe in der Hand, als ich von einigen wilden Gestalten vor meinem Zelte von rückwärts überfallen wurde.

Mein Schuß ging fehl, ich wurde zu Boden gemorren, konnte noch einmal einen Schuß abgeben, der einen der Angreifer am Fuß verwundete. Mein treues Tier sprang einem an die Kehle, bekam aber mit einem Stein einen Schlag, daß es neben mir umfiel. Ich wurde zu Boden gemorren, der Waffe entrißten und mit Striden gefesselt. Die ganze Affäre dauerte kaum 2 Minuten. Jetzt erst konnte ich meine Gegner betrachten. Es waren 7 Stück, einer sah wilder aus wie der Andere. Die Gesichter zweier davon kamen mir bekannt vor, ich erinnerte mich, dieselben tags zuvor bei einer Kamellarawane gesehen zu haben. Meine Sachen wurden aus dem Zelte genommen, mein Kufsch durchsucht und alles außer schriftlichen Sachen wegenommen. Photopaparats, Zeißglas, Uhr, alles eigneten sich die Helben an. Zum Glück hatte ich mein Geld und Paß in der Hölle eingenaht. Die Banditen waren sehr enttäuscht, nur ein paar Silberstücke vorzufinden. Trotz meiner gerade nicht benebenswerten Lage, mußte ich über deren erkaunte Gesichter lachen. Einer hatte die Courage mich nach meinem Gelde zu fragen. Ich gab ihm keine Antwort. Kurz darauf zogen die Helben mit dem am Fuße verwundeten Kammlarawen ab und ließen mich in meiner trostlosen Lage allein. Meine Gefellen, die Hände waren mir auf dem Rücken gebunden, waren zu stark um sie zu lösen. Ich suchte nach meinem Hunde, sah ihn aber nirgends, ich rief seinen Namen, endlich kam er winielnd auf mich zu. Das arme Tier mußte große Schmerzen haben, es stöhnte fürchterlich. Vor Müdigkeit schlief ich ein. Die Sonne stand schon hoch am Himmel als ich erwachte. Meine gebundenen Glieder schmerzten mich. Endlich hatte ich die einige Meter entfernte Quelle erreicht, konnte meinen Durst stillen und zugleich meine gefesselten Hände und Füße abfühlen. Auch mein Hund labte sich an dem Wasser. Nun veruchte ich durch trüben vorwärts zu kommen, doch es war zu schwer. Ich mußte mich zentimeterweise durch abstoßen mit den Füßen vorwärts drücken, und so ging es Stunde für Stunde. Mein Durst wurde immer größer, doch kein Wasser war zu haben. Ich sah die Karawanenstraße etwa einen Kilometer im Tale vor mir liegen, doch es schwindelte mir bei dem Gedanken, auf diese Art dahin zu kommen. Ein rettender Gedanke kam mir. Ich legte mich der Länge nach an den Bang und ließ wie ein Paß den Berg hinabrollen. Durch das Gefirnis, welches am Bangen wucherte, über mich gerichtet, blutete ich im Gesicht und an den Händen. Doch ich war gerettet. Ich gab meine Schneckenwanderung auf und wartete auf eine Karawane. Meine nicht gerade angenehme Lage dauerte wohl, der Sonne nach zu rechnen, etwa 3—4 Stunden. Der Weg, den ich zurückgelegt hatte betrug höchstens 200 Meter. In glühender Sonnenhitze lag ich da in Erwartung eines Menschen. Nach etwa 2 Stunden sah ich auf der Straße endlich eine Karawane antommen. Wagen, Kamele und Gel. Ich veruchte zu stehen und schrie aus Leibesträften. Endlich wurde ich bemerkt, die Führer kamen auf mich zu. Diese waren nicht wenig erstaunt, mich in dieser Lage zu finden. Ich schilderte denselben mein Erlebnis. Natürlich wurden mir sofort die Fesseln abgenommen. Wie tat das wohl, meine Glieder wieder strecken zu können, desto mehr schmerzten mit meine Hände und Füße. Ich ging zur Quelle zurück und labte mich an Wasser, auch suchte ich meine Papiere zusammen, welche die Banditen zurückgelassen hatten und war sehr erfreut als ich mein Reisebuch vorfand. Außer diesen Dokumenten und meiner Reiseanote, nahmen die meine guten Perser den Lohn für ihre Hilfe. Ich gab ihnen zu verstehen, daß mir alles abgenommen wurde. Erst als sie sich von meinen leeren Taschen überzeugt hatten, zogen sie ab. Ich trat meinen Weg an nach der circa 30 Kilometer entfernten Stadt Kaswin. Es war Mitternacht als ich, kaum noch mächtig zu gehen, an der Polizeistation in Kaswin ankam. Ich ließ den wachhabenden Beamten rufen, dem ich mein ganzes Erlebnis schilderte. Dieser jedoch in seiner, bei Muehlmännern üblichen Gemütsruhe meinte: „bukra“ (morgen). Ich gab demselben mein Reisebuch und wies ihn auf das Belegstiftreiben des Gouverneurs von Täbris hin. Dies sog. In kurzer Zeit war ein Kommissär zur Stelle, der auf mein Erläutern mit mir sofort sämtliche Karawanenereien (Herberge für Karawanen) durchstöberte. Die Gauner konnten auch in der entgegengesetzten Richtung abgezogen sein. Doch auf jeden Fall wollte ich versuchen, dieselben aufzufinden. Wir gingen von einer Karawanenerei zu anderen. Endlich erfuhren wir von einem am Fuße verwundeten Perser. Und ich sprang trotz meiner Müdigkeit vor Freude in die Höhe, ich wußte: es waren die Gefährlichen. Der Besitzer der Karawanenerei führte uns auch in den Hof, wo mehrere Gruppen am Feuer lagerten. Schon von weitem erkannte ich die Banditen. Wieder sah ich die erkaunten Gesichter der Helben, als sie mich auf einmal vor sich sahen. Jetzt war ich an der Reihe zu seßeln. Als dies geschah war, suchte ich nach meinen Sachen. Nach kurzer Zeit war ich im Besitz meiner ganzen Habe. Die Banditen wurden abgeführt. Der Kommissär führte mich in ein Hotel, wo ich nach 20 Tagen wieder einmal in einem Bette schlafen konnte.

Am nächsten Tage besuchte ich einen Armenier, den ich von einem Professor aus Irbwan zu grüßen hatte und freute mich endlich einmal wieder deutsch reden zu können. Ich war natürlich Gast in seinem Hause, wo ich aufs beste behandelt wurde. Derselbe vollendete seine Studien in Deutschland und siedelte von Ausland, als die Bolschewisten kamen, nach Persien über. Nachmittags suchte ich den Gouverneur von Kaswin auf, dem ich den räuberischen Ueberfall im Gebirge schilderte. Am anderen Morgen